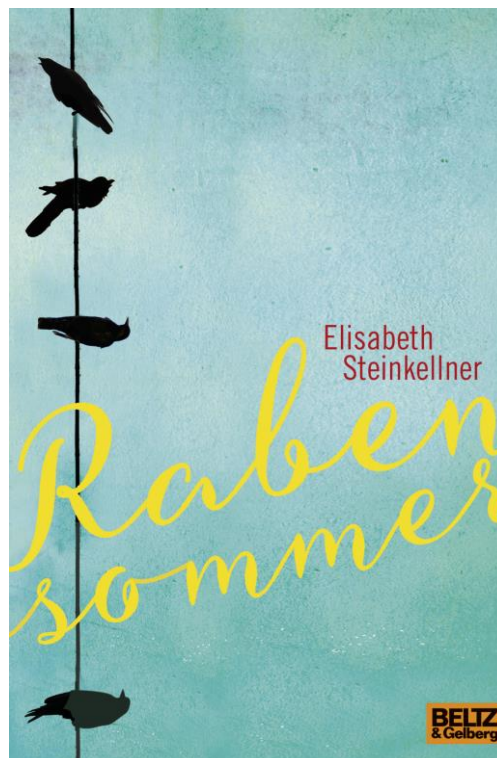


Leseprobe

Elisabeth Steinkellner
Rabensommer
Roman

Beltz & Gelberg Verlag, Weinheim Basel 2015
ISBN 978-3-407-81200-1

S. 41-56



Eines aus der Zeitung, zwei aus dem Internet. Drei Inserate, drei Wohnungen. Das ist machbar an einem Nachmittag. Den Stadtplan habe ich dabei, ebenso alle Adressen und die Telefonnummern der Vermieter. Nur Niels fehlt. Hat heute Morgen plötzlich gekniffen. Der Wecker hat um sieben geklingelt, und Niels hat sich im Bett umgedreht und gebrummt: »Macht's dir was aus, wenn du alleine fährst?« Ich: »Wie meinst'n das jetzt? Klar macht mir das was aus!« Aber er hat einfach gar nichts mehr gesagt. Zuerst war ich einfach baff. Dann wütend. Vor lauter Wut habe ich meine Bücher von seinem Fensterbrett genommen, sie in meine Tasche gepackt und bin wortlos raus aus seinem Zimmer. Ich ziehe aus, hat das geheißen. Jetzt auf der Stelle. Niels hat das natürlich kapiert und mir schon fünf Minuten später die erste Nachricht geschickt. Seither im Zwanzigminutentakt. *Sorry* und *Ich liebe dich* und blablabla.

Ich lehne an einem kleinen Mauervorsprung vor der Tür eines großen Wohnhauses. Das erste auf meiner Liste. Vierunddreißig Klingelknöpfe, zähle ich. Die Wohnung ist im zweiten Stock. Altbau, hofseitig, ein Zimmer, extra Küche, WC und Dusche, Parkettböden, Gasetagenheizung, befristet auf drei Jahre. Klingt doch gut. Und der Preis ist auch okay. Aber wo bleibt die Vermieterin?

Es ist heiß und weit und breit kein Schatten, in den ich mich flüchten könnte. Sitzen wäre gut. Ich lasse mich auf den Stufen vor der Haustür nieder und sehe mir die Vorbeikommenden an. Versuche, die bruchstückhaften Gespräche, die an mir vorüberwehen, einzufangen und mir vorzustellen, wer die Leute sind, die da gehen. Was sie arbeiten, wo sie wohnen, wie alt sie sind. Das lenkt vom Warten ab, zumindest ein bisschen. Kurz wünsche ich mir, ich hätte den Vorschlag meines Vaters, mich zu begleiten, angenommen. »Ich schaff das allein«, habe ich zu ihm gesagt, »und Niels kommt ja auch mit.« Nur dass Niels jetzt eben doch nicht mit ist. Und die Vermieterin immer noch nicht da.

Ein paar Häuser weiter ist eine Bäckerei. Ich raffe mich auf, gehe hin, zögere kurz. Und wenn ausgerechnet jetzt die Vermieterin kommt und ich bin nicht da? Gehe dann aber doch hinein und bestelle Kaffee. Mit dem Pappbecher in der Hand schlendere ich wieder zurück zu meinen Stufen. Im Zweiminutentakt hole ich mein Telefon aus der Tasche und kontrolliere die Uhrzeit.

Dreißig Minuten nach der vereinbarten Zeit rufe ich die Vermieterin an. Sie geht ans Telefon, ich frage, ob sie sich verspätet, und sie sagt: »Ach so, die Wohnung. Die ist schon weg.« »Wie weg?«, frage ich, aber sie sagt: »Tut mir leid«, und legt auf. Ich bin zum zweiten Mal an diesem Tag einfach nur baff. Habe ich irgendwas verpasst? Hätte ich irgendein Handbuch lesen müssen, Wohnungssuche für Dummies, oder so? Oder läuft das eben so?

Ich sitze auf den Stufen, trinke meinen lauwarmen Kaffee, sehe die Menschen, die an mir vorbeigehen, und sehe sie

doch nicht. Fühle mich plötzlich sehr verlassen und sehr naiv. Als der Becher leer ist, sitze ich immer noch da. Irgendwann läutet mein Telefon, ich nehme es aus der Tasche, drücke Niels weg, stehe auf und gehe zur Straßenbahn.

Wohnung Nummer zwei liegt in einer noblen Gegend, was auch immer das heißen mag. Ich kenne mich mit den Gegenden dieser Stadt nicht aus, aber August hat zwei ältere Brüder, die beide hier leben, und deshalb hat er ein bisschen Ahnung. Versnobter Bezirk, hat August gesagt und sich über den günstigen Mietpreis gewundert.

Es gibt hier eine Menge Grün, das fällt sofort auf. Als ich vor dem richtigen Haus ankomme, steht da schon ein Grüppchen Menschen, und in einem geistesgegenwärtigen Moment verstehe ich, dass wir alle hier sind, um dieselbe Wohnung zu besichtigen. Auch das hatte ich nicht erwartet, Sammelbesichtigungen. Ich hatte mir eingebildet, ich hätte Exklusivrecht. Das Gefühl von Naivität kehrt sofort zurück, aber es hat keine Zeit, sich auszubreiten, denn schon kommt der Vermieter angetrabt, ein Typ mit klackernden Schuhabsätzen, schwarzem Sakko und protziger Armbanduhr. Er ist mir vom ersten Moment an unsympathisch.

Ganz anders seine Wohnung: Die ist charmant verwinkelt, hat Stuckdecken, Flügeltüren und überraschenderweise sogar einen kleinen Balkon, auf den ein kleiner Bistrotisch und ein Stuhl passen würden. Ich sehe mich schon am Balkongeländer lehnen, in der einen Hand eine Zigarette, in der anderen die Zeitung, ein Handtuchturban um die feuchten, frisch gewaschenen Haare gewickelt, ganz französisch, très chic, très lässig, très studentisch. Ich finde die Wohnung toll und will sie

haben – genauso wie vermutlich der Rest der Wohnungssuchenden auch.

Zwei junge Männer, Afrikaner, haben sich gleich zu Beginn an den Vermieter gewandt und erklärt, dass sie die Wohnung gerne hätten und sofort zusagen könnten. »Na, das kann ich mir vorstellen«, hat der Typ verächtlich gegrunt. Jetzt ruft er uns alle zu sich, sagt ein paar Worte zur Wohnung und will dann von uns allen wissen, wer wir sind, was wir machen und so weiter. Eine Frau mit Kopftuch ist mit ihrem vielleicht sechsjährigen Sohn da, sie bittet darum, die Infos auf Englisch zu bekommen, der Vermieter sagt auf Deutsch: »Wenn Sie nicht Deutsch sprechen, wie konnten Sie dann das Inserat lesen?« Zu einer anderen Mutter, die ihr Baby im Tragetuch hat, sagt er: »Für Sie ist die Wohnung nicht geeignet, es gibt keinen Lift.« Die Frau will etwas erwidern, aber der Vermieter fragt schon ein Dreiergrüppchen junger Männer, was sie studieren. »Musik«, sagen alle drei. »Welche Instrumente?«, will er wissen. »Klavier«, »Gesang« und »Gitarre« sagen sie. »Das wird laut«, sagt er. Dann bin ich dran und erkläre, dass ich Architektur studieren will. (Keine Ahnung, wie ich darauf komme.) Die beiden Afrikaner fragt er gar nicht. Man könnte ihm vor die Füße kotzen. Er sammelt unsere Telefonnummern ein und erklärt, dass er sich bei uns melden wird. Damit ist die Besichtigung beendet.

Nacheinander verlassen wir die Traumwohnung und tröpfeln langsam die Stufen der vier Stockwerke hinunter. Eine eigenartige Gemeinschaft. Jeder will die Wohnung, insofern könnten wir uns als Konkurrenten verstehen, gleichzeitig scheint uns die Abscheu diesem Kerl gegenüber zu verbinden.

Trotzdem reden wir nicht miteinander, und als wir aus dem Haus treten, gehen alle grußlos in unterschiedliche Richtungen davon. Mir ist schlecht. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass es noch schlimmer werden könnte.

Ich entdecke eine Bank, setze mich hin, ziehe die Beine an und lege meine Stirn auf die Knie. Zehn Mal tief durchatmen, so wird es gehen. Den Tipp hat mir mal meine Tante gegeben. »Zehn Mal tief durchatmen«, hat sie gesagt, »das hilft in jeder Lebenslage.« Mein Telefon klingelt, bevor ich mit den zehn Mal durch bin. Niels, denke ich und bin nach all den Erfahrungen der letzten Stunden so geknickt, dass ich meinen Groll gegen ihn ganz vergessen habe. Aber es ist August. »Niels hat gesagt, dass du nicht ans Telefon gehst«, erklärt er. Es nervt mich, dass August sich einmischt, deshalb grummle ich nur »Hhmm«. »Ich bin übrigens auch in der Stadt«, sagt er nach einer längeren Pause, »wollen wir uns treffen?« »Was«, rufe ich aufgebracht, »du bist hier? Seit wann? Und wieso erzählst du mir das jetzt erst?« »Reg dich nicht so auf«, lacht er und macht mich damit noch ärgerlicher. »Ich bin bei einem Freund, kommst du vorbei?« Dann sagt er mir die Adresse durch, die ich mir nicht merke und auch nicht notiere. »Mal sehen«, sage ich kühl, »hab noch eine Wohnungsbesichtigung.« »Okay«, sagt August gut gelaunt, »und danach kommst du.« Ich hasse ihn und lege auf.

Zehn Sekunden später klingelt das Telefon wieder, die Nummer ist nicht in meinem Verzeichnis gespeichert, keine Ahnung, wer das ist. Ich gehe dran und es ist der Vermieter. Er teilt mir mit, dass seine Wahl auf mich gefallen ist und ich die Wohnung mieten kann. Ich fühle mich überrumpelt, hatte

frühestens am nächsten Tag mit einer Entscheidung gerechnet und hadere mit meinem moralischen Gewissen, weil ich weiß, dass es blöd wäre, die Wohnung eines Rassisten zu mieten. Ich stammele irgendwas von wegen, ich müsste es mir noch überlegen und würde mich noch einmal melden, aber da sagt er schon: »Alles klar, wenn Sie sich nicht sicher sind, kriegt die Wohnung jemand anderer.« Dann legt er auf. Ich hasse die ganze Welt.

Irgendwann zwingt mich dazu, meine Gedanken zu ordnen, und mache im Kopf eine Liste. Der größte Arsch ist auf jeden Fall der Vermieter. An zweiter Stelle kommen Niels und August, ex aequo. Aber dann ist die Liste eigentlich schon wieder zu Ende. Ich überlege, Ronja anzurufen, fühle mich dann aber zu erschlagen, um ihr alles zu erzählen. Ich versuche es noch einmal mit den zehn Atemzügen und bilde mir ein, dass die Methode wirkt.

Eigentlich habe ich überhaupt keine Lust, mir noch eine Unterkunft anzusehen. Ich finde, für heute reicht es. Außerdem ist der nächste Termin erst in drei Stunden, und ich weiß nicht, was ich in der Zwischenzeit machen soll. Ich krame den Zettel, auf dem ich alles über die dritte Wohnung notiert habe, heraus. Den Besichtigungstermin habe ich per E-Mail vereinbart, aber eine Telefonnummer steht auch dabei. Und ein Name: Esra. Ich rufe an und sage, dass mir leider etwas dazwischengekommen ist und ich früher als geplant nach Hause fahren muss. Esra sagt: »Falls du noch kurz Zeit hast und jetzt gleich vorbeischauen willst, ist das auch kein Problem. Zufällig bin ich doch schon zu Hause.« Ich zögere eine Sekunde, sage dann: »Echt, das würde gehen? Toll, vielen Dank«, und

kneife mir gleichzeitig in den Schenkel, weil ich mich ärgere, dass ich mich nicht getraut habe, die Lüge durchzuziehen und wie geplant nach Hause zu fahren.

Eine halbe Stunde später stehe ich in Esras Wohnung. Esras Wohnung ist nett. Esra ist nett. Esra ist mehr als nett, sie ist supernett. Es riecht nach Kaffee, den sie in einer kleinen, silbernen Espressokanne kocht. »Ich hab nur die Ein-Tassen-Größe«, sagt sie und macht zuerst Kaffee für mich, danach erst für sich. Nach fünf Minuten in Esras Wohnung wünsche ich mir, dass sie mich als Nachmieterin auswählt, nach fünfzehn Minuten, dass sie meine allerbeste Freundin in dieser Stadt wird.

Sie zeigt mir die Wohnung, was schnell erledigt ist. »Schlafzimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Bad und Küche«, sagt Esra und grinst, weil eigentlich alles nur ein einziger Raum ist. Küchenzeile, Duschkabine und Waschbecken sind durch ein großes Bücherregal von Bett, Couch und Tisch getrennt. Die Wohnung ist im obersten Stockwerk, das Küchenfenster klein, das Schlafzimmerfenster groß, der Himmel nah, ich mag dieses Gefühl. »Das Klo ist auf dem Gang«, sagt Esra, »aber das ist nicht schlimm, glaub mir. Wusstest du, dass es eine Zeit gab, so Anfang des 20. Jahrhunderts, da wurden erstmals Wohnungen mit Klos drinnen gebaut und die Leute wollten das gar nicht? Die fanden die Klos auf den Gängen viel cooler.« Ich muss lachen und finde das Gangklo plötzlich auch sehr cool.

Esra ist acht Jahre älter als ich und trotzdem fühlt es sich sofort vertraut an zwischen uns. Sie zieht zu ihrem Freund und hat sich bereit erklärt, eine Nachmieterin für die Woh-

nung zu suchen. Ich muss gar nicht weiter überlegen, ich weiß, dass ich die Wohnung will. »Okay«, sagt Esra, »die Besitzerin ist eine ältere Dame, die auch hier im Haus wohnt, wir können nachher zu ihr runtergehen und du kannst alles unterschreiben«. Ich nicke und bin glücklich. »Die Küche bleibt ohnehin hier, und die Couch lass ich dir auch da, wenn du willst«, bietet Esra an. Ich will. Lege meine Hände um den Kaffeebecher und alle schlechte Stimmung ist wie weggeblasen. Ich glaube, ich bin wieder versöhnt mit dieser Stadt und ihren Bewohnern.

Ich frage Esra nach der Uni, nach Lokalen, Cafés, Parks und sonstigen netten Plätzen. Sie nimmt ein Blatt Papier und beginnt, alles, was ihr einfällt, aufzuschreiben. Während sie überlegt, malt sie ständig kleine Kringel und Muster auf das Papier, und am Ende sieht das Ganze aus wie ein Kunstwerk. Ich weiß jetzt schon, dass ich diese Liste irgendwo aufhängen werde, wo ich sie möglichst oft sehen und bewundern kann.

Dann klingelt es an der Tür, und Esra sagt: »Ach ja, das ist Karim.« Und so lerne ich auch ihren Bruder kennen, trinke noch einmal Kaffee, und nach zwei Stunden habe ich das Gefühl, so etwas wie eine neue Familie gefunden zu haben.

Ich schreibe Niels eine Nachricht, dass ich ab 1. August Mieterin einer Wohnung bin. Und als er zehn Sekunden später anruft, nehme ich sogar ab und sonne mich ein bisschen in seinen Entschuldigungen und Liebesbeteuerungen. Und weil ich gerade in Hochstimmung bin, rufe ich sogar August an und sage, dass ich vorbeikomme.

Zwanzig Minuten später stehe ich in der Vogelsanggasse vor dem Haus, dessen Nummer mir August durchgegeben hat. Das Tor ist unversperrt, ich schlüpfe ins kühle Hausinnere. Rauf in den ersten Stock, suche Tür 4, finde sie, sie ist nur angelehnt. Ich klopfe kurz und trete ein. Alles ruhig. Ich rufe »Hallo«, aber niemand kommt mir entgegen und von nirgendwo Musik oder Stimmen. Also streife ich meine Sandalen ab, gehe ein paar Schritte weiter und werfe einen Blick ins nächstgelegene Zimmer, dessen Tür einladend offen steht. Arbeitsraum. Schreibtisch, Sessel, mehrere Stapel Bücher auf dem Boden, eine halb vertrocknete Zimmerpalme, große Bilder an den Wänden – auf einem ein Mann mit Saxofon, auf einem anderen ein Frauenakt und auf den anderen irgendwas Abstraktes. Als ich das Gewicht verlagere, knarrt der Boden unter meinen Füßen, und ich erschrecke und fühle mich erappt. Schnell mache ich ein paar Schritte zurück, bin wieder im Vorraum und rufe noch einmal »Hallo«.

Hinter der nächsten Tür finde ich eine kleine, unordentliche Küche, hinter einer anderen das Schlafzimmer mit zerwühltem Bett. Dann das Wohnzimmer und einen schlafenden August auf der Couch. Ich gehe hin, fasse ihn an der Schulter und rüttle ihn ein wenig. Er grummelt vor sich hin, dann macht er die Augen auf und sagt: »Ach, Juli, da bist du ja.« Setzt sich auf, deutet auf die Rotweinflasche auf dem Couchtisch und fragt: »Willst du?« Ich finde die ganze Situation einigermaßen seltsam, nicke aber zum Wein, weil ich immer noch in einer besonderen Stimmung bin und auf meine Wohnung anstoßen will. Er gießt uns ein, zwei gebrauchte Gläser stehen auf dem Tisch, und ich habe keine Ahnung, in wessen

Wohnung ich da eigentlich bin und aus wessen Glas ich da gerade trinke.

»Wo ist dein Freund?«, frage ich, und August sagt: »Der musste weg, er kommt erst morgen.« Ich ziehe fragend die Augenbrauen hoch. »Ich hab seine Schlüssel«, erklärt August, aber ich finde, das ist nicht wirklich eine Erklärung. »Und wer ist das überhaupt«, hake ich nach, »woher kennst du den?« »Ein Bekannter meines Bruders«, sagt er, »ich war in letzter Zeit öfter hier.« »Ah«, sage ich und kapiere, dass das wohl der Grund ist für sein regelmäßiges Verschwinden in den letzten Wochen.

August steht auf und geht zur Musikanlage, ich sehe mich um. Auch hier jede Menge Bilder an den weißen Wänden, auf dem Boden eine ganze Reihe Holzkisten gefüllt mit Schallplatten, in der Ecke ein großes Streichinstrument. »Ist das ein Cello?«, frage ich, und August sagt: »Nein, ein Kontrabass. Rabe ist Musiker.« »Rabe?«, frage ich, und August sagt: »Ja, Rabe, so heißt er.« Vogelsanggasse, fällt mir ein – wie passend.

Die Nadel setzt auf die Schallplatte auf und sofort ertönt ein leises Knistern. Dann eine Flöte, oder so. Die Boxen sind riesig, und jeder Ton klingt, als würde ein ganzes Orchester direkt neben mir auf dem Sofa sitzen. »Was ist das?«, frage ich. »Edvard Grieg, Peer Gynt«, sagt August so selbstverständlich, als wäre klassische Musik schon seit jeher seine Leidenschaft. Ich muss lachen. »Du spinnst ja, seit wann hörst du so was?« »Wart's ab, das ist richtig geil«, sagt er. »Ich hab eine Wohnung«, sage ich. Er: »Gratuliere!« Dann prosten wir und trinken. Ich lasse mich in die weiche Couch sinken und höre einfach zu, diesem Peer Gynt, wer auch immer das ist. Die

Fenster stehen weit offen, die ganze Vogelsanggasse kann vermutlich mithören. Es wird ein lauer Abend, denke ich, und dass ich mich auf all die lauen Abende freue, die ich hier in dieser Stadt verbringen werde. Ich sehe mir das Zimmer, in dem wir sitzen, noch einmal genauer an – hohe Decken, große Fenster, keine Vorhänge, wenige Möbel, charmante Unordnung – und stelle mir mich selbst in meiner neuen Wohnung vor, wie ich sitze und rauche, geöffnetes Fenster, aber höher oben, dem Himmel näher als hier.

August ist auch abgetaucht, wir sitzen und schauen und das reicht auch, mit August ist das leicht. Hin und wieder ist da dieses leise Knarzen der Ledercouch, immer wenn einer von uns beiden nach dem Glas greift. So sitzen wir eine Weile, eine ganze Weile, keine Ahnung, wie lange, während draußen die Schatten länger werden.

Irgendwann macht sich August daran, einen Joint zu drehen, das Gras nimmt er aus einer Plastiktüte, die auf dem Couchtisch herumliegt. »Was ist das eigentlich für einer, dieser Rabe«, frage ich, »kann da einfach jeder daherkommen und sich an seinen Sachen bedienen? Rotwein, Gras, Platten-sammlung, hängt ruhig in meiner Wohnung ab, nehmt nur, fühlt euch wie zu Hause?« Ich merke, dass mein Tonfall angriffslustig klingt, und bin selber verwundert darüber. August sieht mich überrascht an, er hat es auch bemerkt. Dann grinst er schief und sagt: »Rabe ist eben cool.« Nachdrücklich. Und nach einer Pause: »Und ich bin auch nicht irgendwer, den er kaum kennt.« Noch mehr Nachdruck. Etwas in mir beginnt zu rumoren. »Ich war viel hier in letzter Zeit«, sagt er, schaut nicht auf dabei, lässt den Satz wirken, rollt mit geübten Hand-

bewegungen das mit Tabak und Gras gefüllte Papier zwischen seinen Fingern, leckt kurz mit der Zungenspitze über den Rand des Papers und verschließt es. Dann sieht er auf und mir direkt in die Augen. Es rumort jetzt wild, und ich sollte eigentlich verstehen, was hier los ist. Will es aber nicht. Nicht jetzt. Ich sehe weg. »Rabe ist gestern achtundzwanzig geworden, wir haben ein bisschen gefeiert, deshalb der teure Wein und das Gras«, fährt August fort. Okay, denke ich, okay, okay. Er will also, dass ich es weiß. Aber dann will ich es wenigstens klipp und klar hören und mich nicht nur mit einer Andeutung zufriedengeben. »Jetzt sag schon endlich, was mit diesem Rabe ist«, dränge ich daher, und ohne es beabsichtigt zu haben, klingt meine Stimme wieder eine Spur zu scharf. August steckt den Joint zwischen die Lippen, reibt ein Streichholz an, die Papierspitze brennt ab, er zieht, es knistert, mein Telefon klingelt. Ich rühre mich nicht. Es klingelt, klingelt, dann ist es still. Ich merke jetzt erst, dass die Musik ebenfalls aus ist, wohl schon seit einer Weile, ist mir gar nicht aufgefallen. »Na, du weißt schon«, sagt August, »wir sind ... zusammen.« »Du und Rabe?«, frage ich, und die Frage kommt zu hastig und eine Spur zu laut. Das Blut schießt mir durch die Adern. »Ja«, sagt August und leckt sich wieder dieses schiefe Grinsen auf die Lippen. Ich will ihn ansehen, seinem Blick standhalten, aber ich schaffe es nicht. Sehe stattdessen zu meinem Glas, das ist leer, ich nehme es trotzdem in die Hand. Kurz mal Pausenknopf, ich muss nachdenken: Hat August je zuvor behauptet, mit jemandem zusammen zu sein? Kann mich nicht daran erinnern. Dass er zuweilen in fremden Betten übernachtet hat, die ich zugegebenermaßen immer für Mädchenbetten ge-

halten habe, war mir immer klar, obwohl ich es nie so genau mitgekriegt habe. Wie ich so vieles nicht mitgekriegt habe in Augusts Leben. Weil ein Teil von ihm immer schon ungreifbar war und August keiner ist, der am nächsten Tag mit nächtlichen Abenteuern prahlt. Aber zusammen, nein, zusammen war er noch nie mit jemandem. Wieder auf Play. Ich halte immer noch das leere Glas in der Hand, lasse es wieder sinken, bin eindeutig neben der Spur. Mein Telefon klingelt erneut, ich krame in meiner Tasche, finde es, stehe auf und gehe in den Flur.

Meine Mutter will wissen, wie die Wohnungsbesichtigungen waren. Ich erzähle kurz und knapp, kann mich kaum auf meine Worte konzentrieren und meine Zunge ist schwer. Sie freut sich ehrlich für mich, und ich fühle mich ein bisschen schlecht, weil ich sie so schnell abwimmle. Sage noch, dass ich den nächsten Zug nehme, aber direkt zu Niels fahre und erst morgen heimkomme, und hoffe, dass meine Mutter nicht merkt, dass ich völlig durch den Wind bin.

Dann gehe ich aufs Klo, weil mir nichts Besseres einfällt. Sitze, lege meinen Kopf auf die Knie und versuche, einen klaren Gedanken zu fassen. Will verstehen, was ich da gerade gehört habe. Will verstehen, warum ich es lieber nicht hätte hören wollen. Kurz fällt mir das Kribbeln ein, das sich in mir breitgemacht hat, als ich August auf der Couch liegen gesehen habe, schlafend, das T-Shirt hochgerutscht, sodass sein Nabel hervorgelugt hat. Da war dieses Bauchkribbeln, denke ich und bin kurz davor, den Zusammenhang zu verstehen. Aber dann lasse ich das Denken lieber sein, weil sich in meinem Kopf alles dreht.

Irgendwann höre ich Augusts Schritte im Flur, dann Geräusche aus dem Nebenraum, Küchenschranköffnen und -schließen, ein dumpfes Kühlschrankschloß zuschlagen, Wasserhahn an, Wasserrauschen, Wasserhahn aus. Ein paar Sekunden später ein leises Klopfen an der Klotür. Keine Ahnung, wie lange ich da drin war. Muss schon eine ganze Weile sein, wenn August auf die Idee kommt, anzuklopfen. Ich rapple mich hoch, schließe auf, öffne die Tür. August steht da, wir sehen uns an, weich, vertraut. Und dann umarmen wir uns. Ganz fest, ganz lange, es passiert einfach, und ich höre endlich auf, mich zu fragen, was das alles eigentlich soll. Irgendwie versteht August wohl besser als ich, wie ich mich gerade fühle, und ich bin froh, dass wenigstens einer den Durchblick hat.

Er nimmt mich an der Hand, führt mich in die Küche, rückt einen Stuhl zurecht und drückt mich sanft darauf. Stellt mir ein Glas Milch hin. Ich komme mir vor wie ein kleines Mädchen. August setzt sich mir gegenüber, auch mit einem Glas Milch. »Ganz schön krass, diese Zeit gerade«, sagt er, und ich bin dankbar dafür. Dafür, dass wir *beide* verwirrt sind und nicht verstehen, wie das Leben funktionieren soll, und nicht wissen, was da noch alles auf uns zukommen wird. Und froh darüber, dass er nach einer Weile von selbst zu erzählen beginnt und ich nicht noch einmal nachfragen muss. »Das mit Rabe geht seit einigen Wochen«, sagt er. Ich nicke, Blick in die Milch. Er zögert, schweigt. Schließlich: »Ach, Juli, keine Ahnung, wie ich das beschreiben soll, es ist so anders als sonst. Wie ein ganz neues Leben. Ein echteres. Eines, das den ganzen Kinderkram hinter sich gelassen hat.« Ich bemerke, dass meine Hände zittern. »Wir sind also Kinderkram für dich«, un-

terbreche ich ihn. Er schaut mich an, ich kann seinen Blick nicht einordnen, »Nein«, sagt er dann ruhig. Und nach einer Weile noch einmal: »Nein.« Er legt den Kopf in die Hände, schließt die Augen, reibt sich das Gesicht. Weiß offenbar nicht recht, wie er es erklären soll. Ich glaube, ich verstehe es auch so. Er redet trotzdem weiter: »Ich kann kommen und gehen, wann ich will. Ich kann morgens aufstehen und mich nackt an den Herd stellen und Kaffee kochen. Hier gibt es kein Elternschlafzimmer nebenan, niemanden, vor dem man die Geräusche verstecken muss. Mit Rabe ist alles so selbstverständlich. So erwachsen eben.« »Schon klar, ich verstehe«, sage ich und merke, dass es immer noch trotzig klingt. August sieht mich ein wenig ratlos an. Kapiert vermutlich nicht, warum ich mich nicht einfach für ihn freuen kann. Tu ich ja auch, irgendwie. Und es bedeutet mir viel, dass er mir vertraut und alles so offen erzählt. Aber da ist eben noch etwas anderes, das die Freude trübt. Ich muss wieder an den Blick denken, mit dem wir uns angesehen haben, neulich im Fluss. Und an das Knistern. Und ich frage mich auf einmal, ob ich mir das alles immer nur eingebildet habe. Und August nie etwas Ähnliches gespürt hat. Ob es sie eigentlich gar nie gegeben hat, all diese Momente der heimlichen Anziehung, all die Seitenblicke, die man plötzlich auf sich spürt und im selben Moment schon weiß, wer es ist, der da schaut. Und dann sieht man hin, sieht einander an, drei Sekunden vielleicht, aber in diesen drei Sekunden liegt ein ganzes Leben, ein anderes Leben, das man auch führen könnte. Das wir führen könnten, August und ich, wäre ich nicht mit Niels zusammen.

»Bist du verliebt in Rabe?«, frage ich, und August scheint

zu überlegen. »Ja«, sagt er dann. Ich nicke, irgendwie apathisch, glaube ich. »Willst du noch Milch?«, fragt August, und ich nicke wieder, oder vielleicht immer noch.

Wir gehen zurück ins Wohnzimmer, August legt eine andere Platte auf, setzt sich aufs Fensterbrett, lässt die Beine nach draußen hängen, sagt: »Kommst du?«, und ich komme. Setze mich neben ihn, Beine nach draußen, es dämmt. August dreht Zigaretten, wir rauchen, hinter uns Jazz, der an unseren Ohren vorbei nach draußen weht. Nur ein kleines Stück unter unseren Füßen schweben die Köpfe der Passanten vorbei, manche folgen dem Klang der Musik und werfen einen kurzen Blick zu uns herauf.

Mir ist nach Weinen zumute, aber anstatt es zu tun, lächle ich. Ein komisches, verzogenes Lächeln, das die Tränen zurückhalten soll. August sieht es, fragt nicht, lächelt aber zurück. Wissend, irgendwie. Und ich könnte an dieser Stelle sagen: August, hab ich mir das alles nur eingebildet, dass da etwas ist zwischen uns, keine Ahnung, was, aber etwas, das sich anders anfühlt als Freundschaft? Ich könnte auch fragen: August, hast du eigentlich auch früher schon was mit Jungs gehabt, oder ist Rabe der Erste? Und wie ist das, mit einem Mann zusammen zu sein? Und stehst du jetzt auf Männer *und* Frauen? Ich könnte all die großen, wichtigen Fragen stellen, die mir im Kopf herumgehen, aber stattdessen sage ich: »In der Fünften hab ich mal ein Referat über Raben gehalten.« August lacht. »Ja, echt«, fahre ich fort, »das sind wirklich soziale Tiere. Leben in Paaren, so richtig monogam und so. Und die Jüngerer, die noch keinen festen Partner haben, bilden kleinere Grüppchen. Freundschaftsgrüppchen, sozusam-